

Sind Frauen das unschuldige Geschlecht? Über die Ambivalenz weiblicher Liebe

Nieder, Anita

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Nieder, A. (1986). Sind Frauen das unschuldige Geschlecht? Über die Ambivalenz weiblicher Liebe. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 10(2), 79-98. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-209250>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

SIND FRAUEN DAS UNSCHULDIGE GESCHLECHT?

ÜBER DIE AMBIVALENZ WEIBLICHER LIEBE

ANITA NIEDER

Der Umgang mit Liebe und Macht erzeugt bei beiden Geschlechtern ein besonderes Spannungsverhältnis. Die Fähigkeit zu lieben und der Zugang zur Macht ist bei Männern und Frauen unterschiedlich gestaltet aufgrund ihrer Sozialisation und der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse. Die vorherrschende Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern weist Frauen die Liebe im Privatbereich zu, Männern ermöglicht sie es, Experten der Macht in der Öffentlichkeit zu werden, im politisch-ökonomischen Sektor. Obwohl nur ein Bruchteil der Männer tatsächlich gesellschaftliche Machtpositionen erringt, bleibt den anderen immer noch die Arbeiterin oder die Angestellte, die ihnen untergeordnet ist im Betrieb, oder letztlich die Familie.

Die Realität ist allerdings nicht so einfach zu beschreiben, daß Frauen nur Liebende und Männer nur Mächtige sind. Es gibt sogar einen prominenten Ausnahmefall in Europa, in dem eine Frau an den Hebeln gesellschaftlicher Macht sitzt: die eiserne Lady aus Großbritannien, Mrs. Thatcher. Im Normalfall jedoch wirkt weibliche Macht vorwiegend im Privatbereich, in zwischenmenschlichen Beziehungen, und ist häufig eng mit Liebe verbunden. Ich denke an die Macht der Mutter und die erotische Macht der Frau als Verführerin (vgl. Dech 1984). Der Film "Carmen" beispielsweise, der die Kinokassen füllte, inszenierte hervorragend die Macht der Erotik. Er entfachte sogar eine Diskussion über ein "neues" Frauenbild: die erotische Frau, die sich ihrer Wirkung auf Männer bewußt ist.

Während Gespräche zwischen Frauen häufig um "Liebe" kreisen, halten sich Männer in dieser Thematik eher zurück, getreu dem alten Motto: Der Kavalier genießt und schweigt. Vor allem in den letzten Jahren setzen sich allerdings einige Männer - auch öffentlich - auseinander mit ihrer Liebesfähigkeit (z.B. Frings & Kraushaar 1982, Franck 1985). Sie haben mit der Liebe meistend größere Schwierigkeiten als Frauen, so daß im Extremfall nur eine Liebe zur Macht zu beobachten ist. An dieser Stelle kommt die Erotik der Macht ins Spiel (s. auch Chervel 1984). Hat ein Mann gesellschaftliche Macht, so wirkt diese auf

Frauen durchaus anziehend und erhöht seine Chancen bei dem weiblichen Geschlecht. Umgekehrt sind weibliche Anziehungskraft und öffentliche Macht eher ein Gegensatz. Sobald weibliche Macht die Grenzen des sog. Privatlebens überschreitet, entstehen Konflikte, deren Ursachen sowohl in patriarchalischen Gesellschaftsstrukturen wie auch in der psychischen Organisation der jeweiligen Frau liegen. Die innerpsychischen Strukturen sind auf Liebe ausgerichtet und fördern die Vermeidung von Konflikten, worauf ich noch präziser eingehen will.

Die bisherigen Ausführungen haben vielleicht schon die richtige Vermutung entstehen lassen, daß ich die mysteriöse und rhetorische Frage "Sind Frauen das unschuldige Geschlecht?" mit nein beantworte. Eine weiße Weste in Bezug auf Macht haben Frauen nicht, obgleich vielfältige gesellschaftliche und innerpsychische Widerstände dagegen aufgebaut sind.

In dem traditionellen weiblichen Lebenszusammenhang, dessen Mittelpunkt die Familie darstellt, ist als unbedingt notwendige Qualität die Einfühlung in andere Menschen und das Eingehen auf deren Bedürfnisse gefordert. Ulrike Prokop (1977) bezeichnet dies als die Fähigkeit zur bedürfnisorientierten Kommunikation. Als prototypisches Beispiel nennt sie die Mutter-Kind-Beziehung. Diese ist eine soziale Beziehung, die im Gegensatz zu vielen anderen Lebensbereichen, z.B. dem Beruf, nicht durch formalisierte Regeln bestimmt wird. Stattdessen entsteht durch Einfühlen ein Verstehen zwischen Mutter und Kind, und in diesem Prozeß wird so eine Einheit der Interessen hergestellt. Für den weiblichen Sozialcharakter sei daher eine geringere Abgrenzung eigener Gefühle und Interessen von denen anderer charakteristisch. Es ist unschwer einsehbar, daß bei einer schwachen Abgrenzung von anderen Menschen Probleme entstehen für die Entwicklung einer eigenständigen Identität und Autonomie. Ulrike Prokop sieht daher das Gegenstück zur Bedürfnisorientierung in einer sog. Ich-Schwäche, die sich vor allem zeigt als starke Abhängigkeit sowie eine gewisse Unfähigkeit, selbst zu planen und zu handeln. Das Spannungsverhältnis zwischen Bedürfnisorientierung und Ich-Schwäche bildet eine für Frauen zentrale Ambivalenz.

Margarete Mitscherlich (1985) verdeutlicht diese Problematik an den widersprüchlichen Rollen der Mutter in der traditionellen Familie. Zum einen ist sie die allmächtige Mutter, die für die gesamte Familie zuständig ist und ihr oft eine Überfürsorge zukommen läßt. Zum anderen kann sie weitgehend unselbständig sein, sich an den Mann als den Starken anlehnen, ihn idealisieren sowie Problemen und Schwierigkeiten aus dem Weg gehen.

Das Spannungsverhältnis zwischen der weiblichen Stärke zu lieben, auf die Bedürfnisse anderer einzugehen und der Gefahr der Abhängigkeit spiegelt sich auch wider in den Wertvorstellungen und der Moral von Frauen. In der psychologischen Forschung in diesem Bereich findet seit etwa zehn Jahren eine Kontroverse darüber statt, ob es ein spezifisch weibliches Moralbewußtsein gibt. Wertvorstellungen wachsen auf dem Boden von Erfahrungen, und diese unterscheiden sich bei Frauen und Männern. Frigga Haug (1984) führt die Moral auf die gesellschaftlichen Lebensverhältnisse der beiden Geschlechter zurück. Sie meint: Das Geschäft braucht eine andere Moral als die Liebe.¹ Es sind übrigens zum ersten Mal Frauen gewesen, die aufgrund ihrer Forschungserfahrungen darauf hingewiesen haben, daß es Besonderheiten in den Moralkonzepten von Frauen gibt, die in der vorherrschenden Theorietradition keinen Raum finden (Holstein 1976, Gilligan 1984).

Eine Hauptexponentin in der Diskussion um weibliche Moral ist Carol Gilligan. Der Titel ihrer Arbeit über weibliche Moral und Identität "Die andere Stimme" erinnert an Simone de Beauvoirs Pionierwerk "Das andere Geschlecht". Die Erwartungen, die solch eine Assoziation wecken, sind zwar zu hoch gegriffen, Gilligans Forschungen stellen jedoch einen wichtigen Baustein dar für eine Psychologie der Frau. Sie führte Interviews mit Frauen und Männern unterschiedlichen Alters durch, welche die empirische Grundlage bilden für die Charakterisierung zweier gegensätzlicher Wahrnehmungsweisen von Moral, zwischenmenschlichen Beziehungen und des Selbst. Sie zeigt auf, daß die Moral gekoppelt ist mit bestimmten Vorstellungen von Beziehungen und Identitäten.

Grundlegend ist die Unterscheidung zwischen zwei verschiedenen Identitätsdefinitionen: das Bindungs-Selbst und das Trennungs-Selbst. Als charakteristisch für Frauen erweist sich in ihren Untersuchungen das Bindungs-Selbst. Die Identität definiert sich über die Beziehung zu konkreten anderen Menschen. Beziehungen gelten als Realisierung der eigenen Identität, und das Beurteilungskriterium für die eigene Person ist die Verantwortung und Fürsorge für andere. Das Trennungs-Selbst dagegen, das vor allem für Männer typisch sei, ist durch Abgrenzung von anderen geprägt. Maßstab für die Beurteilung der eigenen Person sind individuelle Leistungen, große Ideen und besondere Aktivitäten.

Das jeweils besondere Verständnis von Beziehungen beschreibt Gilligan folgen-

1 Einen Überblick über Studien zu Geschlechterunterschieden im Moralbewußtsein gibt Walker (1982). Seine Analysen sind allerdings kritisch zu betrachten, er berücksichtigt qualitative Unterschiede nicht genügend, und zudem liegen heute neuere Arbeiten zur weiblichen Moral vor.

dermaßen: Männer charakterisieren Beziehungen eher als Hierarchie, Frauen dagegen als ein "Netz". Die Beziehungsdefinition von Männern impliziert den Wunsch, an der Spitze zu stehen, und eine Furcht vor Nähe. Demgegenüber wünschen sich Frauen, im Zentrum einer Bindung zu stehen, und fürchten sich vor Trennung. Im Konfliktfall versuchen sie, die Beziehung zu erhalten, und ihnen ist die Kontinuität und Entwicklung der Beziehung wichtig. Im Vergleich dazu stellen Männer, wenn es kriselt, eher die Trennung und das Ersetzen einer Beziehung durch eine andere in den Vordergrund.

Parallel zu den beiden Arten des Selbstverständnisses und der Definition zwischenmenschlicher Beziehungen ist das Moralbewußtsein aufgebaut. Die vor allem für Männer typische Moralstruktur charakterisiert Gilligan als eine Moral der Rechte und der Fairneß (vgl. Kohlberg, Levine & Hewer 1983). In ihrer höchstentwickelten Form bezieht sie sich auf ein abstraktes Gerechtigkeitsprinzip und die Konstitutionsbedingungen einer gerechten Gesellschaftsordnung. Im Mittelpunkt steht die Garantie gleicher Rechte für alle Menschen und die Nichteinmischung in das Leben anderer. Gilligan kritisiert an dieser Moralorientierung, daß sie das Mitleid zu sehr vernachlässigt und die konkrete Hilfe für den jeweils bedürftigen Menschen. Die Moral der Fürsorge dagegen, welche sie in erster Linie bei Frauen gefunden hat, ist angesiedelt im Bereich unmittelbarer zwischenmenschlicher Kontakte. Ihre Kennzeichen sind Fürsorge, Verantwortlichkeit für andere und Mitleid.

Gilligan unterscheidet in der Moral der Fürsorge drei Niveaus, die in einer Entwicklungsfolge angeordnet sind, d.h., jedes nachfolgende Niveau setzt die Errungenschaften des vorhergehenden voraus und baut auf diesem auf. Ein wichtiges Unterscheidungskriterium ist die Art und Weise, wie die eigenen Bedürfnisse und die anderer Menschen bewertet werden. Die spezifische Beschreibung dieser Moralorientierung hat Gilligan gewonnen aus Interviews mit Frauen, die vor der Entscheidung standen, ob sie eine Abtreibung machen wollten oder nicht. Gerade in einer solchen Situation macht sich das Spannungsverhältnis zwischen der weiblichen Bedürfnisorientierung und der sog. Ich-Schwäche bemerkbar.

Das erste Niveau ist dadurch gekennzeichnet, daß die Wertvorstellungen sich ausschließlich am individuellen Überleben orientieren. Die Welt wird als ausbeutend und bedrohlich erlebt, die eigene Person steht ihr machtlos und hilflos gegenüber. Nur das eigene Ich und die eigenen Bedürfnisse finden in dieser Moral Berücksichtigung. Ich sehe diese Orientierung, wenn sie bei erwachsenen Frauen zu finden ist, mehr als den Ausdruck einer Lebenskrise an - was eine ungewollte Schwangerschaft ja sein kann - denn als eine Moralauffassung.

Die Moralvorstellungen auf dem zweiten Niveau entsprechen ganz der traditionellen Frauenrolle. Hier wird der ambivalente Charakter des Bindungs-Selbst besonders deutlich. Das Leitthema heißt: Gutsein bedeutet Selbstaufopferung. Entscheidend ist es, von anderen akzeptiert zu werden und mit den sozialen Normen übereinzustimmen. Eigene Interessen und Wünsche werden nicht als legitim anerkannt, sondern als selbstsüchtig verurteilt. Stattdessen besteht das absolute Gebot, andere nicht zu verletzen und ihnen gegenüber fürsorglich zu sein. Dafür müssen die eigenen Wünsche geopfert werden. Gleichzeitig befriedigt die Selbstaufopferung das eigene Bedürfnis nach Sicherheit, denn Frau macht sich für andere unentbehrlich, und diese schulden ihr Dank (vgl. auch Binder et al. 1984). Die Verantwortung für Entscheidungen wird auf andere geschoben, was bedeutet, daß Verantwortlichkeiten umgedreht werden: die Frau fühlt sich verantwortlich für andere, diese wiederum werden für sie selbst, für ihre Entscheidungen und ihr Handeln verantwortlich gemacht. Eine Mutter könnte z.B. sagen: Ich bin für meine Familie verantwortlich, ich muß zu Hause bleiben, damit es meinen Kindern und meinem Mann gut geht. Sie übernimmt gemäß den sozialen Vorstellungen von Weiblichkeit die Verantwortung für deren Wohlergehen. Gleichzeitig deutet sie ihre Lebensweise vielleicht so, daß die Familie ihr gar keine andere Wahl läßt. Wenn sie so denkt, übersieht sie jedoch ihren eigenen Anteil an der Verantwortung für ihr Leben. Sie hat die ihr angebotenen Familienaufgaben aktiv übernommen und somit auch dem gesellschaftlichen Rollenangebot zugestimmt. Die Stärke einer solchen Position liegt in der Fähigkeit zur Fürsorge. Die große Schwäche ist jedoch das Fehlen eines eigenständigen Standpunktes und eigener Interessen. Fürsorge und Konformität sind miteinander verknüpft.

Das dritte Niveau verkörpert die höchstentwickelte Form der Moral der Fürsorge. Im Mittelpunkt steht das selbstgewählte Prinzip der Gewaltlosigkeit, d.h., Ausbeutung und Verletzung jedes Menschen wird verurteilt. Indem Verantwortlichkeit und Gewaltlosigkeit zur universellen Verpflichtung erhoben werden, entsteht eine moralische Gleichheit zwischen der eigenen Person und anderen. Da es nun als psychologisch und moralisch notwendig erachtet wird, daß die eigene Person genauso viel wert ist wie andere, kann eine Frau sowohl die eigenen wie auch fremde Bedürfnisse als legitim anerkennen. Gleichzeitig kann sie die Verantwortung für Entscheidungen und Handlungen selbst übernehmen, weil das Gutsein nicht nur die Fürsorge für andere, sondern auch für sich selbst einschließt.

Konflikte erhalten eine verschiedene Bedeutung auf dem zweiten und dem dritten

Niveau der Moral der Fürsorge. Auf dem zweiten Niveau wird ein Konflikt als bedrohlich für Beziehungen bewertet, während er demgegenüber auf dem dritten Niveau als integraler Bestandteil von Beziehungen gilt.

Auf die Lösung von Konflikten im zwischenmenschlichen Bereich zielt auch eine andere Konzeption von Moralvorstellungen ab, die Norma Haan (1977) herausarbeitete. Haan unterscheidet fünf Moralstufen, die sie hierarchisch anordnet. Je höher die Moralstufe, desto differenzierter und tiefergehend ist das Verständnis für die moralische Balance und die Beziehung zwischen Menschen, desto mehr Besonderheiten und voneinander abweichende Interessen können zugelassen werden. Vergleichbar mit der Konfliktscheu, die mit jener Moral verbunden ist, die Gutsein mit Selbstaufopferung gleichsetzt, ist bei Norma Haan die Stufe drei. Zentrales Merkmal dieser Moralstruktur ist das Bestreben, eine Harmonie herzustellen und aufrechtzuerhalten. Sie darf durch keine abweichenden Interessen in Frage gestellt werden, ihr müssen sich alle unterordnen. Hier ist eine Diktatur der Harmonie am Werk.

Erst in einer weiter entwickelten Form der moralischen Beurteilung, auf der Stufe fünf, erhalten verschiedene Individualitäten sowie unterschiedliche Wünsche und Ansprüche eine Existenzberechtigung. Konfligierende Bedürfnisse müssen nicht mehr von vornherein zugunsten einer Harmonie oder starrer Regeln ausgegrenzt werden (vergleichbare Ansätze finden sich auch in der Moralkonzeption von Eckensberger & Reinshagen 1980, Eckensberger & Burgard 1984). Dadurch haben unterschiedliche Vorstellungen und Interessen erst eine Chance, zum Tragen zu kommen und eventuell verwirklicht zu werden.

Einen hohen Stellenwert für gute und gerechte Lösungen von Konflikten hat in diesen Moraltheorien die Vermittlung zwischen eigenen Wünschen und denen anderer Personen. Frauen haben damit besondere Probleme, weil konfligierende Bedürfnisse bedrohlich wirken, wenn eine Frau nicht gelernt hat, Konflikte durchzustehen. Die Konsequenz ist eine Selbstbescheidung und eventuell auch Einschränkung anderer. Im Zweifelsfall ist für Frauen die Versuchung groß, selbst zurückzustecken, da sie das Dienen seit früher Kindheit eingeübt haben.

Die von Gilligan charakterisierten Moralstrukturen geben einen Hinweis darauf, wie Frauen aus der Falle entkommen können, zu der Liebe wird, wenn sie gleichbedeutend ist mit Selbstaufopferung. Die Entwicklung eines gesicherten Selbstwertes und die Selbstliebe sind nötig, damit es gelingt, unabhängig zu werden und trotz Eingehens auf die Bedürfnisse anderer selbst Forderungen zu stellen.

Es ist kein einfacher Weg für Frauen, die eigenen Wünsche und Meinungen als legitim anzuerkennen und sie zu äußern. Psychische Widerstände müssen überwunden werden, die sich seit der Kindheit aufgebaut haben. Gilligan erklärt die Entstehung unterschiedlicher Selbstdefinitionen bei Frauen und Männern mit der Dynamik von Bindung und Trennung bei der frühen Herausbildung der Geschlechtsidentität (vgl. Chodorow 1974). Wenn Jungen sich als männlich definieren, müssen sie sich von der Mutter unterscheiden. Die männliche Identitätsbildung beinhaltet daher ein Herauslösen aus der ersten erfahrenen Beziehung und ein eher defensives Festlegen der Ich-Grenzen. Bei Mädchen ist dagegen für die Ausbildung der Geschlechtsidentität die Identifizierung mit der Mutter wichtig. Weibliche Identitätsbildung findet innerhalb dieser intensiven Beziehung statt, wodurch die Erfahrung der Bindung mit der Identitätsbildung verschmilzt. Frauen kämpfen daher eher mit der Abhängigkeit und haben Probleme mit der Individuierung, während umgekehrt Bindungen und Beziehungen für Männer größere Schwierigkeiten aufwerfen. Der Prozeß der Individuierung ist ein sehr komplizierter und vielschichtiger Prozeß (vgl. Mahler, Pine & Bergmann 1980), der sicherlich nicht mit diesem Aspekt der Entwicklung der Geschlechtsidentität allein erklärt werden kann. Trotzdem bietet er einen bedenkenswerten Erklärungsansatz für die psychologische Abhängigkeitsproblematik von Frauen.

Die Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich (1985) erklärt die Orientierung auf Beziehungen und die damit zusammenhängenden Probleme mit der Selbständigkeit bei Frauen ebenfalls mit der Entstehung der Geschlechtsidentität. Sie hebt besonders hervor, daß die Bildung des Über-Ichs bei Mädchen und Jungen unterschiedlich verlaufe. Sie sagt, daß bei Mädchen die Gebote der Eltern aus Angst vor Liebesverlust verinnerlicht werden, während bei Jungen die Kastrationsangst entscheidend sei. Ihre Überlegungen gehen aus von dem klassischen psychoanalytischen Erklärungsansatz für die Entwicklung des Über-Ichs. Demnach führt bei Jungen die Kastrationsangst zur Gewissensbildung. Mädchen sind in der klassischen Freud'schen Theorie bereits kastriert, da sie keinen Penis haben, bei ihnen entfällt die Kastrationsangst. Laut Freud haben sie daher - gemessen an Jungen - ein schwächeres Über-Ich. Margarete Mitscherlich ist ähnlich wie die französische Analytikerin Luce Irigaray (1980) unzufrieden mit dieser These. Sie versucht die Eigenheiten der weiblichen Entwicklung herauszuarbeiten, anstatt sie nur als Abweichung von der männlichen Norm zu betrachten. Sie richtet ihr Augenmerk darauf, welche besondere Bedeutung es hat, wenn die Angst vor Liebesverlust der psychische Hintergrund für die Gewissensbildung des Mädchens ist.

Sie führt aus, daß die Kastrationsangst bei Jungen sich auf die eigene Person beziehe und daher narzißtisch sei. Bei der Angst vor Liebesverlust dagegen bleibt die Beziehung zum mitmenschlichen Objekt von großer Bedeutung. Dies kann zur Bildung eines Über-Ichs beim Mädchen führen, das mehr auf die Erhaltung der Liebe nahestehender Menschen ausgerichtet ist als auf die gesetzestreue Einhaltung von Verboten und Geboten um ihrer selbst willen. Diese Moral kann laut Mitscherlich wegen ihrer größeren Gefühlsbezogenheit liebevoller und humaner sein als die rigide, affektisolierende der männlichen Welt. Allerdings sieht sie für Frauen wegen des vordringlichen Bedürfnisses, geliebt zu werden, die Gefahr, daß sie sich unkritisch identifizieren mit männlichen Gesetzen, Wertvorstellungen und Vorurteilen. Die sich hier andeutende Verquickung von Liebesbedürfnis und Konformität hat sicherlich eine Ursache in der Tatsache, daß Frauen in unserer Gesellschaft weniger wert sind als Männer. Liebe muß nicht zwangsläufig mit einer unkritischen Übernahme der Vorstellungen anderer verbunden sein. Sie macht aber anfällig für Konformität, wenn der Selbstwert niedrig ist.

Nach Mitscherlich erwächst bei Frauen aus der großen Liebesbedürftigkeit zudem eine besondere Bereitschaft zu Schuldgefühlen, die Frauen nur schwer bewältigen können. In jeder engen Beziehung entstehen zuweilen Aggressionen gegenüber dem anderen Menschen. Sie rufen Angst hervor, den anderen dadurch zu zerstören. Diese Angst ist für Frauen oft kaum zu bewältigen, und auf die unbewußten Schuldgefühle reagieren sie nicht selten depressiv. Die Depression wiederum verstärkt die Abhängigkeit von den Meinungen und der Zuwendung anderer. Eine allzugroße Abhängigkeit ruft im Gegenzug Selbsthaß und untergründige Aggressionen wach, die erneut zu Schuldgefühlen führen. Es kann ein wahrer Teufelskreis von Liebesbedürftigkeit, Abhängigkeit, Aggressionen und Schuldgefühlen entstehen, der nur schwer zu durchbrechen ist.

Mitscherlich meint, daß Männer im Gegensatz dazu ihre Aggressionen aus Kastrationsangst, aus Angst vor der Zerstörung des eigenen Körpers verdrängen. Sie projizieren sie eher auf andere, schaffen sich Sündenböcke und Rivalen. Daher spielen Schuldgefühle und Selbsthaß bei ihnen eine weit geringere Rolle als bei Frauen.

Bei Mädchen wird Abhängigkeit von früher Kindheit an gefördert. Sie nährt nach Margarete Mitscherlich eine Bereitschaft zu sadomasochistischen Beziehungen. Abhängigkeit weckt Haß, und die sich daraus entwickelnde Angst kann durch masochistische Verhaltensweisen abgewehrt werden, die zu Beziehungsformen sado-

masochistischer Natur führen. Darunter versteht sie solche Beziehungen, in denen das Bedürfnis nach Beherrschen und Beherrschtwerden die zwischenmenschliche Situation bestimmt, was in den Beziehungen zwischen Männern und Frauen nicht gerade eine Seltenheit sein dürfte.

Bisher habe ich versucht aufzuzeigen, in welcher Weise Liebe in den Wertvorstellungen von Frauen erscheint, welche Probleme die psychische Verankerung der Beziehungsfähigkeit von Frauen mit sich bringt und welche psychischen Widerstände gegen eine Selbständigkeit bestehen. Jetzt will ich an einigen Beispielen das Zusammenspiel und Ineinanderübergreifen von Liebe und Machtstrategien in zwischenmenschlichen Beziehungen analysieren.

Ich beginne mit der Mutter-Kind-Beziehung. Sie ist zumindest in den ersten Lebensjahren eine extrem ungleiche Beziehung: das Kind ist vollkommen abhängig von der Zuwendung und Versorgung durch die Mutter. Ohne Hilfe durch eine andere Person kann sich das Kleinkind nicht wehren gegen die Macht der Mutter über seine Lebensäußerungen. Im schlimmsten Fall kann es zur Mißhandlung des Kindes kommen, die ich als eine ins Pathologische gehende physische Machtausübung ansehe. Das Kleinkind erlebt die Mutter als allmächtig, da es von ihr abhängig ist. Margarete Mitscherlich konfrontiert diese psychische Wirklichkeit und Phantasie des Kindes mit der äußeren Wirklichkeit einer Mutter. Real ist sie oft ohnmächtig, was das Kind erlebt als ein Versagen des mütterlichen Schutzes gegen Übergriffe und Kränkungen seitens der Umwelt. Wegen dieser Schwäche lehnen Kinder ihre Mütter mit zunehmender Selbständigkeit auch zeitweise ab oder hassen sie sogar. Mitscherlich hält es für die Entwicklung einer Frau für sehr wichtig, daß sie lernt, ihre Phantasien von der Allmacht der Mutter als Phantasie zu erkennen und sie zu trennen von den objektiven Ereignissen und dem realen Verhalten der Mutter. Nur so gelinge es ihr, sich von der Mutter zu lösen und unabhängig zu werden (vgl. auch Moeller-Gambaroff 1977).

Die Abhängigkeit des Kindes mag Müttern im Alltag sicherlich des öfteren als eine übergroße Last vorkommen, andererseits können sie auch die Befriedigung erleben, daß sie die Mächtigen sind (vgl. Ziehe 1984). Es ist für Mütter kein einfacher Weg, ihre Kinder aus der Abhängigkeit zu entlassen. Barbara Rose (1983) betitelt die Schilderung der problematischen Ablösung von ihren jugendlichen Kindern bezeichnenderweise mit dem Ausspruch "If you leave me, I go crazy, if you love me, I go crazy". Ihr ist aufgefallen, daß frauenbewegte Frauen, wenn sie über die Lust des Mutterseins reden, in erster Linie

von abhängigen Kleinkindern sprechen. Aber Kinder werden auch älter, sind immer weniger auf die Mutter angewiesen und entwickeln ein Eigenleben. Die Diskussion versiegt nach ihrer Meinung bei den Konflikten, welche die Lösung des Kindes von der Mutter hervorrufen. Sie meint, daß dies arg nach Mutter-Falle, subtiler Versorgungsmacht und Symbiotik-Lust riecht. Sogar die frauenbewegten Frauen mit ihrem Anspruch, die traditionelle Frauenrolle zu durchbrechen, scheinen das Modell der Versorgungsmacht der Mutter nicht überwunden zu haben. Verwunderlich ist es nicht, weil es jene Form zwischenmenschlicher Macht ist, zu der Frauen am leichtesten Zugang gewinnen.

Die Fähigkeit, auf andere einzugehen, sich in sie einzufühlen, hat nicht nur eine positive Seite. Sie kann auch destruktiv eingesetzt werden, nämlich dann, wenn andere abhängig gemacht werden, bis hin zu dem Vermögen, sie emotional zu erpressen (vgl. Kimmich 1983). Mütter sind wahre Meisterinnen darin, über die Erzeugung von Schuldgefühlen ihre Ansprüche durchzusetzen. Die Aufopferung für andere ist keineswegs rein selbstlos. Warum sollte eine Frau sich auch verpflichtet fühlen, die Selbstlose zu sein? Das Problematische ist nur, wenn sie sich das nicht offen eingestehen kann und dem Ideal nachhängt, daß Gutsein für sie Selbstaufopferung bedeuten muß, wie Gilligan es beschrieben hat. In diesem Fall bleibt ihr vielleicht nichts anderes übrig, als eine Opferhaltung einzunehmen und untergründig um Anerkennung zu heischen, anstatt selbstbewußt für ihre Rechte einzutreten. Margarete Mitscherlich deutet ein übertrieben aufopferndes Verhalten als 'Masochismus'. Aber Frauen schlucken nicht einfach nur alles, typisch sei die Verbindung von Demut mit einer ständigen Vorwurfshaltung, die bei anderen Schuldgefühle erzeugen soll. Dies bezeichnet sie als die passive Aggressivität von Frauen.

Margit Brückner (1984) hat die Beziehungen von mißhandelten Frauen zu ihren gewalttätigen Männern untersucht. Sie stellte fest, daß diese Frauen sich in eine typisch weibliche Opferrolle begeben haben, die sogar bis zum Ertragen der Mißhandlung ging. Die Kehrseite der extremen Selbstaufgabe waren jedoch archaische Allmachtsphantasien, Phantasien über ihre magische Macht und die ungeheure Zerstörungskraft ihrer Wut. Diese Frauen kompensierten mit der phantasierten Macht ihre reale Erniedrigung. Eine Voraussetzung, um handlungsfähig zu werden, was für mißhandelte Frauen konkret bedeutet, sich lösen zu können aus der gewalttätigen Beziehung, ist der Abschied von Allmachtsphantasien. Leicht ist das Aufgeben der imaginären Macht nicht. Wenn eine Frau austritt aus der Opferrolle und ihr Leben aktiv in die Hand nimmt, ist sie konfrontiert mit ihren eigenen Begrenzungen. Sie muß ein realistisches, weni-

ger leid- und machtvoll Bild von sich selbst erarbeiten. Der Lohn ist ein würdevolleres Leben und die Entwicklung zu einer Person, die selber über ihr Leben bestimmt, die sich wehrt, anstatt nur zu erdulden, zu ertragen und zu jammern.

Als letztem Beispiel will ich mich einem Bereich zuwenden, in dem Frauen versuchen, sich von den Zumutungen der tradierten Frauenrolle zu lösen: ich meine hiermit die Beziehungen zwischen Frauen in Frauengruppen. Wie sieht es hier mit Liebe und Macht aus? Ein alter Leitspruch lautet: Frauen gemeinsam sind stark. Hat die weibliche Solidarität wirklich keine Fußangeln? Für mich hat sie einen ambivalenten Charakter. Einerseits habe ich mich in Frauengruppen fast immer aufgehoben und verstanden gefühlt. Ich mußte meine Vorstellungen von einer Veränderung der Frau-Mann-Beziehung nicht verteidigen, da ich unter Gleichgesinnten war. Für meine Probleme, meine Identität zu definieren, fand ich Verständnis, den anderen ging es ähnlich. Andererseits wirkt die Solidarität zuweilen etwas klebrig. Die Sanftmut im Umgang miteinander lähmt mich. Sie ruft bei mir das Gefühl hervor, nicht zu laut sein zu dürfen, da ansonsten die etwas einlullende Atmosphäre gestört wäre. Manche Gefühle und Ideen sind beunruhigend, da sie die zarte Harmonie zerstören würden. Monika Jaeckel (1984 a) nennt ein solches Beziehungsklima "die butterweiche Solidarität". In dem Buch "Schwesternstreit" (Cramon-Daiber et al. 1984), das von Konflikten und Gemeinsamkeiten zwischen Frauen handelt, schildern mehrere Frauen ihre Erfahrungen in der Frauenbewegung. Fast durchgängig sprechen alle von einem Einheitlichkeitsdruck und von der Tendenz, Trennendes auszugrenzen, um die Gemeinsamkeit aufrechtzuerhalten. Vor einigen Jahren hatte die lila Latzhose die Funktion einer Einheitskleidung, heute hat sich das modische Spektrum glücklicherweise erweitert, was ich positiv als Anzeichen für eine Ausdehnung des Kreises autorisierter Feministinnen interpretieren möchte.

In den Köpfen und Bäuchen der Frauenbewegungs-Frauen - mich eingeschlossen - finde ich trotz aller Emanzipation immer noch den Wunsch nach einer Harmonie, in der wir uns nicht mit Unterschiedlichkeiten und Konflikten ablagen wollen. Wenn Konfliktvermeidung Vorrang hat, muß alles Abweichende ausgegrenzt werden. Es fragt sich, was dann von vielfältigen bunten Utopien und Lebensmöglichkeiten noch übrig bleibt. Es ist nur zu verständlich, daß es riesige Erwartungen und eine große Sehnsucht nach Übereinstimmung und Harmonie unter vermeintlich gleichgesinnten Frauen gibt. Eine Frau, die sich loslösen will von traditionellen Rollenzumutungen, hat nicht nur mit den eigenen Unsicherheiten zu kämpfen, sie ist zuweilen auch heftigen Anfeindungen seitens der Umwelt ausgesetzt.

Ich möchte nur daran erinnern, daß - nicht nur in Einzelfällen - 'Emanze' ein Schimpfwort ist. Daher wiegt die Enttäuschung, wenn die andere Frau nicht das Gleiche wie ich will, um so schwerer. Die Auseinandersetzung wird dann auch sehr hart, denn, je besser ich jemanden kenne, desto besser weiß ich auch die wunden Punkte. In diesem Fall wird die Fähigkeit zur Einfühlung gegen die andere gewendet, um sie tief zu verletzen.

Eine Wurzel der Gemeinsamkeit unter Frauen ist die gemeinsame Ohnmacht (vgl. Jaeckel 1984a; Dokument einer Mailänder Frauengruppe 1983), was sich z.B. darin zeigt, daß zu gewissen Zeiten in Frauengruppen das Jammern und Klagen Hochkonjunktur hat. Manchmal funktionieren Beziehungen nur so lange, wie sich Frauen wechselseitig ihrer Selbstunsicherheiten versichern. Gefährlich für die Solidarität wird es dann, wenn eine Frau Stärken zeigt, welche die andere nicht hat. Denn diese nagen am eigenen Selbstwert, anstatt daß sie als Ansporn wahrgenommen werden können. Daher geht es bei Konflikten zwischen Frauen oft eher um die ganze Person als um inhaltliche Kontroversen (vgl. Schaeffer-Hegel 1984).

Nachdem ich so viele Blockierungen für eine eigenständige Identität und das selbstbewußte Eintreten für Frauenforderungen aufgespürt habe, will ich überblicksartig nochmals die positiven Ansatzpunkte sammeln. Es handelt sich um solche Aspekte, die in der weiblichen Entwicklung wichtig sind, damit Frauen ihre Fähigkeiten zum Durchstehen von Konflikten entwickeln können. Veränderungen sind ohne Konflikte nicht denkbar, ohne daß Frauen ihre Ansprüche anmelden und durchfechten.

Wesentlich für Frauen ist es, sich selbst in ihre Fürsorge und Liebe einzubeziehen und nicht nur andere zu lieben. Ebenso kommt es darauf an, die eigenen Interessen als ebenso legitim anzuerkennen wie die anderer. Frauen müssen sich von der Bürde befreien, das bessere Geschlecht zu sein. Einerseits geben sie damit die Idealisierung der weiblichen Fürsorglichkeit auf. Andererseits können sie aber die Zumutung, ständig zugunsten anderer zurückstecken zu sollen, von sich weisen.

Hierzu gehört auch, daß Frauen sich ihre Bereitschaft zu Schuldgefühlen bewußt machen und lernen, damit kritisch umzugehen. Die Selbstlosigkeit nährt sich von Schuldgefühlen, sowohl von eigenen wie auch denen, die wir in unserer Umgebung hervorrufen können.

Die Abkehr von dem Diktat der Harmonie ist eine Voraussetzung für Veränderung.

Nicht eine starre Harmonie, sondern die Auseinandersetzung um voneinander abweichende Interessen und die Anerkennung unterschiedlicher Individualitäten schafft lebendige, befriedigende Beziehungen. Wenn ich meine Wünsche offen vertreten kann, auch einen Streit nicht scheue, dann brauche ich nicht den Umweg über Schuldgefühle, um eine Anerkennung zu erpressen.

Abschied von heimlichen Allmachtsphantasien ist nötig, damit Frauen handlungsfähig werden. Solange sie an ihren Phantasien festhalten, scheuen sie zurück vor Einmischungen in bestehende Verhältnisse, da sie real die Erfahrung machen, daß sie nicht allmächtig sind.

Ich möchte auf meine Ausgangsfrage zurückkommen: Sind Frauen das unschuldige Geschlecht? Sie sind nicht direkt beteiligt an der Herstellung gesellschaftlicher Machtverhältnisse. Aber sie haben indirekt Anteil an ihrer Aufrechterhaltung. Ihre Reproduktionsarbeit und die Liebe im Privatbereich sorgt dafür, daß die gesellschaftlichen Strukturen so, wie sie sind, bestehen können. Sowohl in Friedenszeiten wie auch in Kriegszeiten (vgl. Albrecht-Heide 1984) wird ihre Fürsorge benötigt zur Reparatur von Schäden, welche die von Männern betriebene offizielle Machtpolitik anrichtet, seien es die Blessuren aus dem Alltagskampf in Schule und Betrieb oder die Verwundungen, welche die Schwesternhelferinnen im Krieg pflegen sollen. Ich meine, daß die für Frauen typische Moral der Fürsorglichkeit nicht isoliert, losgelöst von ihrer notwendigen Funktion für die Gesellschaft, betrachtet werden darf. Es ist kurzsichtig, sie hochzuloben zum Symbol der weiblichen Güte, Friedfertigkeit und Unschuld, da sie ihren Beitrag leistet zum Funktionieren der Gesellschaft. Es kann keine halbierte ethische Begründung des gesellschaftlichen Gesamtzusammenhangs geben (vgl. Gerecht, Kulke & Scheich 1984).

Wie sieht es mit der weiblichen Macht aus? Die weibliche Geschlechtsrolle spezialisiert für Machtstrategien im zwischenmenschlichen Bereich. Barbara Schaeffer-Hegel (1984) charakterisiert diese als erotische Reize, Empathie, Tratsch, Intrige und Beziehungsmacht, also ein Machtverhalten in Form von Zuwendung und Erpressung, Verlockung und Versagen, Fürsorge und Liebesentzug, Einfühlnahme und Opferhaltung. Die weibliche Liebe hat viele Kehrseiten, weibliche Fähigkeiten können nicht einfach unbesehen idealisiert werden. Es ist nicht möglich, an weibliche Traditionen bruchlos anzuknüpfen, ungeachtet ihrer Widersprüche, Brüche und Verformungen durch patriarchalische Lebens-

verhältnisse (Jaeckel 1984 b). Wir müssen einer Entwertung weiblicher Fähigkeiten entgegenwirken, d.h., uns die Stärken der weiblichen Fürsorge bewußt machen und trotzdem selbstkritisch bleiben, um uns nicht selbst an Weiterentwicklungen zu hindern. Es ist Wachsamkeit geboten gegenüber konservativen Versuchen, die Frau qua sanfter Macht der Familie an Heim und Herd zu ketten und als Gesellschaftskitt einzusetzen. Fürsorglichkeit, das Streben nach solidarischen Lebenszusammenhängen, bedarf gleichzeitig der ständigen Kritik einer Gesellschaftsstruktur, die stattdessen zu Konkurrenz und Entfremdung führt.

Öffentliche Machtpositionen zu erringen ist für Frauen ein äußerst hartes Geschäft. Viele Fußangeln versperren ihnen den Weg dahin, selbst wenn sie eifrig bemüht sind, ihre psychischen Widerstände abzubauen. Der Preis, falls sie es trotzdem schaffen, ist oft eine Anpassung an die vorherrschenden Verhaltensmuster und eine Vermännlichung (s. Schaeffer-Hegel 1984). Eine Mailänder Frauengruppe (Dokumentation einer Mailänder Frauengruppe 1983) konstatierte: das Gesellschaftliche ist vom Männerkörper geprägt, der Frauenkörper hat darin keinen Ort. Wenn eine Frau sich trotzdem nicht einschüchtern läßt in ihrer "Lust zu siegen", muß sie viel Energie aufbringen, um kein mannhaftes Ellbogen-Streben zu entwickeln und sich zu verstümmeln.

Die Entwicklung innovativer Machtstrategien (Schaeffer-Hegel 1984) ist nötig, damit eine Frau sich aktiv einmischen kann in die Gestaltung der Welt, ohne zu vermännlichen oder zu flüchten. Barbara Schaeffer-Hegel, die diesen Begriff geprägt hat, beschreibt innovative Strategien ganz allgemein als solche Strategien, "die eigene weibliche Machtansprüche in offener und selbstbewußter Auseinandersetzung mit solchen Mitteln durchzusetzen suchen, die geeignet sind, die herkömmlichen Bahnen patriarchaler Hierarchien und Zuständigkeiten zu irritieren und zu durchbrechen" (a.a.O., S. 367).

Es stellt sich die Frage, welche Form solche innovativen Strategien annehmen könnten. Gret Haller (1984) spricht davon, daß der gesellschaftliche Ort von Frauen für eine Veränderung nur eine Randposition sein kann. Das heißt: sich einzumischen in gesellschaftliche Machtprozesse und gleichzeitig Distanz dazu aufrechtzuerhalten, sowie die eigenen Utopien zu pflegen. Ohne kritische Distanz führt der Weg durch die Institution nur immer tiefer hinein, und der Widerstand degeneriert zu liberaler Legitimationspolitik, die an der Verfestigung bestehender Strukturen mitwirkt. Aus dem Ziel der Gesellschaftsveränderung wird dann das Streben nach Teilhabe an der Macht um ihrer selbst willen.

Haller meint, daß der Weg von Frauen sich dadurch auszeichnen könnte, daß sie Durchsetzungsvermögen, Willenskraft und Entschlossenheit entwickeln, ohne zu verhärten und Weichheit und Verletzlichkeit beibehalten. Es kann gerade zu der Stärke von Frauen werden, daß sie Emotionalität und Durchsetzungsvermögen miteinander verbinden (Mitscherlich-Nielsen 1985 b). Ebenso wichtig ist der Mut zur Unsicherheit, denn gute Ideen und Pläne für unsere komplexe Welt brauchen Zeit zur Reife, und das Patentrezept zur Abwendung der atomaren und ökologischen Katastrophe hat niemand. Einer Alibifrau alleine kann dies kaum gelingen, innovative Strategien bedürfen eines gemeinsamen Vorgehens, der schwesterlichen Gruppe.

LITERATUR:

- ALBRECHT-HEIDE, A.: Frau Macht (macht?) Militär. In: B. SCHAEFFER-HEGEL (Hg.), a.a.O. 1984, S. 293-318
- BINDER, M./ENGELER, S./FIEBERTSHÄUSER, B./JAKOB, G.: Fürsorglichkeit - ein Forschungsthema? In: Frauenredaktion Projekt Frauengrundstudium (Hg.): Frauen und Moral, Berlin: Argument Verlag, 1984, S. 84-102
- BROCKNER, M.: Wendepunkte - Frauen auf dem Weg der Subjektwerdung. In: B. SCHAEFFER-HEGEL (Hg.), a.a.O. 1984, S. 150-160
- CHERVEL, T.: Filmbesprechung. In: die Tageszeitung v. 1.12.1984
- CHODOROW, N.: Family Structure and Feminine Personality. In: M. ROSALDO/L. LAMPHIRE (Hg.): Woman, Culture and Society, Stanford: Stanford University Press, 1974
- CRAMON-DAIBER, B.: Über Neid und Konkurrenz. In: B. CRAMON-DAIBER et al. (Hg.), a.a.O. 1984, S. 65-87
- CRAMON-DAIBER, B./JAECKEL, M./KÜSTER, B./MENGE, H./WOLF-GRAAF, A. (Hg.): Schwesternstreit, Reinbek: Rowohlt, 1984
- DECH, J.: Bringt Carmen die alten Verhältnisse zum Tanzen? Überlegungen zu einer neuen Kultfigur. In: B. SCHAEFFER-HEGEL (Hg.), a.a.O. 1984, S. 200-215
- DOKUMENT einer Frauengruppe aus Mailand: Lust zu siegen. In: die Tageszeitung v. 8.4.1983
- ECKENSBERGER, L.H./BURGARD, P.: Abschlußbericht über das Projekt: Entwicklung von Konfliktlösungsvorstellungen, Saarbrücken 1984
- ECKENSBERGER, L.H./REINSHAGEN, H.: Kohlbergs Stufentheorie des Moralischen Urteils: Ein Versuch ihrer Reinterpretation im Bezugsrahmen handlungstheoretischer Konzepte. In: L.H. ECKENSBERGER/R.K. SILBEREISEN (Hg.): Entwicklung sozialer Kognitionen, Stuttgart: Klett, 1980, S. 335-380
- FRANCK, B.: Der Ungeliebte. Gespräche mit frustrierten Männern, Hamburg: Rasch & Röhring, 1985
- FRINGS, M./KRAUSHAAR, E.: Männer. Liebe, Reinbek: Rowohlt, 1982
- GERECHT, R./KULKE, C./SCHEICH, E.: Wie gehen Frauen mit der Macht - wie geht die Macht mit Frauen um? In: B. SCHAEFFER-HEGEL (Hg.), a.a.O. 1984, S. 264-283

- GILLIGAN, C.: Die andere Stimme, München: Piper, 1984
- HAAN, N.: Two Moralities in Action Contexts: Relationships to Thought, Ego Regulation, and Development. In: Journal of Personality and Social Psychology, 1978, 36, S. 286-305
- HALLER, G.: Wirklichkeit entstehen lassen. In: C. KÜPPEL/R. SOMMERHAUER (Hg.): Frau - Realität und Utopie, Zürich: Verlag der Fachvereine an den Schweizerischen Hochschulen, 1984, S. 11-26
- HAUG, F.: Die Moral ist zweigeschlechtlich wie der Mensch. In: Frauenredaktion Projekt Frauengrundstudium (Hg.): Frauen und Moral, Berlin: Argument Verlag, 1984, S. 6-27
- HOLSTEIN, C.B.: Irreversible Stepwise Sequence in the Development of Moral Judgement: A Longitudinal Study of Males and Females. In: Child Development, 1976, 47, S. 51-61
- IRIGARAY, L.: Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts, Frankfurt: Suhrkamp, 1980
- JAECKEL, M. (a): Spaltung zwischen Frauen - Fußangeln der Unterdrückung oder Sauerteig einer weiblichen Zukunft. In: B. CRAMON-DAIBER et al. (Hg.), a.a.O. 1984, S. 11-31
- JAECKEL, M. (b): Sag mir, mit wem du schläfst - und ich sage dir, wo du stehst. Lesben, Heteros & Co. In: B. CRAMON-DAIBER et al. (Hg.), a.a.O. 1984, S. 90-120
- KIMMICH, Th.: Trennungen. In: Widersprüche, 1983, 6, S. 43-50
- KOHLBERG, L./LEVINE, C./HEWER, A.: Moral Stages: A Current Formulation and a Response to Critics. Contributions to Human Development, 1983, 10.
- MAHLER, M./PINE, F./BERGMANN, A.: Die psychische Geburt des Menschen, Frankfurt: Fischer, 1980
- MITSCHERLICH-NIELSEN, M. (a): Die friedfertige Frau, Frankfurt: Fischer, 1985
- MITSCHERLICH-NIELSEN, M. (b): Männer wollen Frauen mütterlich halten. In: Spiegel v. 19.3.1985, Nr. 13, S. 35-44
- MOELLER-GAMBAROFF, M.: Emanzipation macht Angst. In: Kursbuch, 1977, 47, S. 1-26
- PROKOP, U.: Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche, Frankfurt: Suhrkamp, 1977²
- ROSE, B.: If you leave me I go crazy, if you love me I go crazy. Ober Mütterlichkeit, erwachsene Kinder und Ablösungen. In: Widersprüche, 1983, 6, S. 13-19
- SCHAEFFER-HEGEL, B. (Hg.): Frauen und Macht, Berlin: publica, 1984
- SCHAEFFER-HEGEL, B.: Nachwort. In: dies., a.a.O. 1984, S. 361-368
- WALKER, L.J.: Sex Differences in the Development of Moral Reasoning: A Critical Review of the Literature. Manuscript, 1982
- Ziehe, T.: Zugriffsweisen mütterlicher Macht. In: B. SCHAEFFER-HEGEL (Hg.), a.a.O. 1984, S. 123-132

Anita Nieder
Reppersbergstr. 3
6600 Saarbrücken